

Eidgenössische Besinnung

Autor(en): **Ostertag, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **79 (1961)**

Heft 30

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-65571>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eidgenössische Besinnung

Zum 1. August 1961

Von A. Ostertag, dipl. Ing., Zürich

DK 130.2:32

1. Die aussenpolitische Bedrohung

In den gefahrdrohenden Zeiten vor und während des Zweiten Weltkrieges gehörte es gewissermassen zur Tagesordnung des Schweizer, sich seines Staatsbürgertums sowie der Rechte und Pflichten bewusst zu werden, die ihm aus der Zugehörigkeit zu seinem in so mancher Hinsicht einzigartigen Staatswesen zukommen. Heute ist solches Ueberdenken nur selten anzutreffen. Das Nationale tritt hinter dem Internationalen zurück; man spricht von Europa, von der Welt des Westens, nicht mehr von der einzelnen Nation, besonders wenn es eine so kleine ist wie die unsrige. Dabei ist unser Sorgen und Planen aufs stärkste durch die Erwartungen bestimmt, die wir einerseits an die Fortschritte auf wissenschaftlichen und technischen Wirkungsfeldern und damit an die stets bessere Bewältigung der natürlichen Gegebenheiten sowie andererseits an einen Zusammenschluss der Völker Europas knüpfen. Hinter diesen Erwartungen stehen zwei unsere Lage kennzeichnende Beweggründe, nämlich der Wunsch nach weiterer Steigerung und Sicherung unseres schon jetzt sehr hohen Lebensstandes und die Furcht vor der aus dem Osten drohenden Kriegsgefahr.

Wohl ist die Tatsache einer solchen Bedrohung offenkundig. Es vergeht kaum ein Tag, der dafür nicht neue Beweise brächte. Trotzdem empfinden wir die Gefahr weit weniger unmittelbar und bedrückend als wir etwa jene durch den deutschen Nationalsozialismus erlebt hatten. Sie scheint ferner zu liegen, sowohl räumlich als auch zeitlich. Wir fühlen uns in einer grösseren Gemeinschaft gehalten. Auch die kommunistische Taktik ist biegsamer, besser angepasst, stärker verschleiert als es die nationalsozialistische war, und wir halten sie deshalb für weniger gefährlich. Vor allem aber ist unser Sinnen und Trachten durch die anhaltende wirtschaftliche Blüte in solchem Masse festgelegt, dass uns alles, was sich nicht unmittelbar auf diese Hochflut bezieht, als zweitrangig erscheint.

Dieser Schein trägt. In Wirklichkeit ist unser Dasein sowohl als Mensch wie auch als Nation weit stärker in Frage gestellt als je. Massgebend ist hierfür weniger die Gefährdung aus dem Osten als unsere Meinung, wir müssten sie dort suchen statt in uns selber. Solchem Erblicken der eigentlichen Wirklichkeit geben wir keinen Raum. Wir fürchten, es könnte uns lähmen, das Hochgefühl über unsere Fortschrittserfolge stören, den Schein der Stärke durch die tiefere Erkenntnis auslöschen, dass es uns an innerem Halt gebriecht. Wenn die bestehende Gefahr überhaupt ernsthaft in Betracht gezogen wird, so geschieht es sozusagen ausschliesslich in Erwartung eines zukünftigen militärischen Angriffs. Das Gebot der Stunde ist aber weit weniger die Rüstung auf einen möglichen Waffengang von morgen als vielmehr die Bewährung im kalten Krieg von heute.

Dass wir uns als Nation bewähren, lässt sich weder durch organisatorische noch durch andere kollektive Massnahmen allein herbeiführen. Bewährung gründet wesentlich in der Haltung des Einzelnen, in seinem Bürgersinn, in seiner innern Festigkeit und Gehaltenheit. Es geht also hier nicht um den Glauben an die Macht rationaler Systeme oder ideologischer Heilslehren, sondern um das Erkennen und Bejahen jener überzeitlichen Wahrheiten, die aus dem Wesen menschlichen Seins hervorgehen und deren wir nur durch andauernde Pflege des Ganzheitlich-Menschlichen teilhaftig werden. Bei der geforderten Bewährung kommt es also gerade auf jene eigenständigen Werte persönlicher und nationaler Art an,

welche heute so sehr von einheitlich organisierten Mechanismen und internationalen Regelungen überdeckt werden.

Nun hat der Sinn für das im Eigenen Gründende von jeher als kennzeichnender Wesenszug echter Schweizerart gegolten, und er ist es auch noch heute. Ihm dürfte in den Auseinandersetzungen um ein neues, lebensstarkes Europa und bei der Abwehr der kommunistischen Gefahr besondere Bedeutung zukommen. Denn kein Land ist so gut geeignet und von der Geschichte so sehr dazu bestimmt wie das unsrige, jene geistigen Werte und seelischen Kräfte zu pflegen und zu schützen, ohne die Europa nicht bestehen könnte.

Beim Nachdenken über das Unaufgebbare unserer Nation läge es nahe, von den sichtbaren Geschehnissen sowie von den Taten und Verhaltensweisen unseres Volkes auszugehen. Solches Vorhaben entspräche nicht nur schweizerischem Wirklichkeitssinn, sondern liesse leicht auch Schlüsse auf Eigenarten, Werte und Wirkmöglichkeiten zu, die geeignet erscheinen, das nationale Selbstbewusstsein zu heben und der Anfälligkeit für Wesensfremdes zu begegnen. Dabei ständen wir aber in Gefahr, nur das festzustellen und gewissermassen zu bestätigen, was einem vorgefassten Bild der Welt und von uns selber entspräche, was man also gerne sein und wodurch man sich von andern gerne unterscheiden möchte. Wohl könnten daraus starke Antriebe in der Richtung auf bestimmte Ziele hervorgehen, die einer vordergründigen Schau der Dinge als wünschbar erscheinen. Aber gerade solch zweckgebundene Zielstrebigkeit, so hoch sie auch immer im Kurse stehen mag, könnte doch unserem eigentlichen Vorhaben verhängnisvoll werden. Denn was an wahren Inhalten in der Nation vorhanden und an Werten wirksam ist, lässt sich weder aus Taten ableiten noch mit Zielsetzungen begründen. Es wurzelt in tieferen Seinsschichten; es ist älter und fruchtbarer als alle rationalen Entwürfe. Da dürfte es geboten sein, die zeitgebundenen Leitbilder zu verlassen und dafür die Urteile bedeutender Schweizer zu Rate zu ziehen, welche über den Auseinandersetzungen des Alltags standen. Sie haben uns Bilder unserer Art hinterlassen, die neben lichtvollen auch dunkle Seiten zeigen und so der Wahrheit näher kommen, als unsere einseitigen, von Interessen so sehr verbogenen Meinungen. Halten wir uns also an jene Schutzgeister der Heimat, wie sie uns etwa in Heinrich Pestalozzi, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Jacob Burckhardt gegeben worden sind und uns in den Anfechtungen unserer Tage vielleicht mehr zu sagen haben als selbst ihren eigenen Zeitgenossen¹⁾.

Die grundsätzliche Frage, die uns jetzt beschäftigt, ist weniger die nach dem Ort, wo wir heute stehen — davon war am Jahresanfang die Rede²⁾ — als jene andere, wer wir im Grunde sind. Wir wenden damit unsere Aufmerksamkeit bewusst vom Lauf der Geschehnisse und von der Ausrichtung auf unsere Zielsetzungen ab, die immer zeitgebunden sind, um uns auf das Wesensgemässe und Zugrundeliegende einzustellen. Dazu sind aber auch die uns vertrauten und von uns bevorzugten Denk- und Verhaltensweisen zu verlassen, und es wird eine innere Umstellung notwendig sein, soll die Erörterung der nun ins Auge zu fassenden Gegenstände Früchte

¹⁾ Uns Heutigen wird die Uebertragung des aus diesen Quellen strömenden Reichtums auf unsere Tage wesentlich erleichtert, ja erst eigentlich ermöglicht durch eine Reihe wichtiger Veröffentlichungen bedeutender Zeitgenossen. Davon sind einige im Literaturverzeichnis am Schlusse des Aufsatzes angeführt, auf welches die Zahlen in eckigen Klammern hinweisen.

²⁾ SBZ 1961, Heft 1, S. 1.

tragen. Wir werden auch zu bedenken haben, dass der Wendung zum Eigenen, Tieferen, Wesentlichen stärkste Widerstände entgegenstehen. Denn sie widerspricht nicht nur den weltoffenen Grundhaltungen und Anschauungen, die seit über einem Jahrhundert allgemein als die richtigen gegolten und sich auch als zweckmässig erwiesen haben, sondern sie stellt rücksichtslos jene kunstvollen Vorbauten in Frage, die wir vor die intimen Bereiche der eigenen Person wie auch vor die des eigenen Staatswesens zu errichten pflegen, um uns in unseren starken Seiten zu bestätigen und vor uns zu verbergen, was wir an Schwächen nicht wahrhaben möchten.

2. Kleinstaatlichkeit und Armut der Grundlagen

Beim Ueberdenken der Frage nach unserem Sein als Nation ist zunächst die Kleinstaatlichkeit ins Auge zu fassen. Sie bedeutet, von der Welt her gesehen, völlige Belang- und Harmlosigkeit in aussenpolitischer Hinsicht. Auch die kulturellen Leistungen entbehren jener einheitlichen Ausprägung, die es gestatten würde, von einer schweizerischen Kultur zu reden. Uns Schweizern hingegen ist mit der Kleinstaatlichkeit die Aufgabe gestellt, diese elementare Tatsache schlicht und vorbehaltlos zu bejahen. Das ist nicht so einfach, wie es zunächst scheinen will. Die Versuchung ist gross, die durch die Enge der Grenzen gegebenen Nachteile durch besondere Verhaltensweisen aufzuwerten oder durch gedankliche Kunstgriffe in Vorteile umzudeuten. Solche Kompensationsversuche sind zwar gäng und gebe, besonders in Zeiten äusserer Bedrohung; aber sie verwehren uns den Einblick in das Wesentliche, und sie vergrössern nur die Not seelischer Heimatlosigkeit, von der sie zeugen.

Bejahen der uns gegebenen Kleinräumigkeit müsste sich in wirklichkeitsgemäsem Verhalten im Alltag auswirken. Da wären zu nennen: Sparsames Haushalten mit dem Gegebenen, liebevolles Pflegen, Nutzen und Schützen der schmalen Daseinsgrundlagen, hingebende Besorgung des Kleinen und Eigenen, sorgfältige Ausführung der einzelnen Verrichtung, zähes Festhalten am Bewährten und vorsichtiges Verbessern des Bestehenden. Es versteht sich von selbst, dass auch grosse Neuerungen und kühne Pionierleistungen gewagt werden müssen, um jenen qualitativen Vorsprung zu sichern, ohne den der Daseinskampf unter den erschwerenden Gegebenheiten des Kleinstaates nicht zu bestehen wäre. Das darf jedoch nur behutsam und nach gründlichem Abklären aller einschlägigen Fragen geschehen. Wesentlich ist nun aber, dass solche Benehmensarten nicht sogleich als nationale Tugenden verherrlicht werden, dass man also nicht glaubt, einen Kult schweizerischer Qualitätsarbeit und eidgenössischer Perfektion aufrichten zu müssen, um damit die Kleinstaatlichkeit aufzuwerten und vor Ausländern glänzen sowie der eigenen Selbstgefälligkeit schmeicheln zu können. Vielmehr haben wir uns des natürlichen Grundes dieser Verhaltensweisen, nämlich der Not der räumlichen Enge bewusst zu bleiben und in aller Bescheidenheit an ihnen festzuhalten, einzig und allein, weil sie uns gemäss sind. Zu solchem vaterländischem Bekenntnis gehört es also, genügsam, einfach, naturverbunden zu leben, und zwar unabhängig von der Höhe des jeweiligen Volkseinkommens und den verfügbaren technischen Möglichkeiten. Wir werden dabei das spöttische Lächeln der Welt über solche Biederkeit und Rückständigkeit um so gelassener hinnehmen, je fester wir im Eigenen ruhen und je besser wir es zu besorgen verstehen.

Diese Bescheidenheit ist nun aber nicht nur im Hinblick auf die Kleinräumigkeit der Verhältnisse, sondern auch wegen der Armut der Grundlagen geboten. Da wäre daran zu erinnern, dass Erze, Kohlen und Oel fehlen, dass die Schweiz ein Binnenland ist, das nie kolonisiert hat, dass die Transportwege aufwändig, die Frachten kostspielig, die kulturfähigen Grundstücke eingeschränkt, die Vegetationszeiten in höheren Lagen kurze sind. Zu diesen Erschwernissen kommt die noch immer bestehende Bedrohung durch Naturgewalten, besonders in Berggegenden. Wenn, wohl weitgehend mit Recht, gesagt wird, die Not des Daseins sporne zu technischer Wirksamkeit an, so hat es an Antriebskräften wahrlich nie gefehlt! Diese allein genügen aber nicht. Der Notleidende muss sich dem Kampfe stellen, muss das Not-Wendende tun.

Aber er muss es, seiner Armut gedenkend, in kluger Beschränkung auf das wirklich Nötige tun. Denn «zur Armut gehört die Klugheit» [8]. Bei dieser Sachlage haben sich im Alpenvolk am Gotthardweg wohl stärker als anderswo weltoffener Sinn, politischer Weitblick und kühner Wagemut mit jener vorsichtigen Zurückhaltung verbunden, die sich aus dem Wissen um die Armut der Grundlagen sowie aus nüchterner Besinnung auf das wirklich Nötige ergibt. Erst in neuester Zeit scheint dieser nationale Wesenszug in der Hochflut wirtschaftlicher Umsätze und utopischer Erwartungen zu versinken. Ein solcher Verlust wäre überaus bedauerlich, käme er doch einer Preisgabe wesentlicher Eigenwerte der Nation gleich.

3. Freiheit als Herrschaft über die Macht

Zurückhaltung und Bescheidenheit sind uns nicht nur im Hinblick auf die Kleinräumigkeit unseres Landes und die Kargheit seines Bodens zu üben aufgegeben. Sie hängen auch aufs engste mit den Werten zusammen, die unser Staatswesen in sich birgt und die es unter allen Umständen zu bewahren und zu fördern gilt. Diesen Werten galt der Schwur in jener Sommernacht auf der Waldwiese des Rütli. Er bedeutete im wesentlichen ein *Nein*, das in derjenigen Stunde ausgesprochen wurde, als das natürlich Gewordene und organisch aus den Wurzelgründen der Nation Herausgewachsene durch eine organisierende äussere Macht in Frage gestellt worden war. In diesem *Nein*, das den Raum für die eigene freie Entscheidung über Haltung und Verhalten im Rahmen des wesensgemäss Zuständigen frei gab, wird der Grundriss unseres Staatswesens sichtbar. Es ist, wie Jacob Burckhardt in [1] S. 35 sagt, das *Nein* gegen «die beständige Neigung, in einem grösseren Ganzen aufzugehen». Das *Ja*, das hinter ihm steht, ist im anschliessenden Satz ausgesprochen: «Denn der Kleinstaat hat überhaupt nichts als die wirkliche tatsächliche Freiheit, wodurch er die gewaltigen Vorteile des Grosstaates, selbst dessen Macht, ideell völlig aufwiegt; jede Ausartung in die Despotie entzieht ihm seinen Boden, auch die in die Despotie von unten, trotz dem Lärm, womit er sich dabei umgibt.» Die Freiheit ist somit der wahre Grundwert des Kleinstaates und ihre Erhaltung dessen eigentliche Aufgabe. Vor ihr haben die Bemühungen um Sicherheit und Wohlfahrt zurückzutreten, und selbst die Handhabung des Rechts darf nicht gegen den Gedanken der Freiheit verstossen.

Wenn von Freiheit die Rede ist, muss die Abnützung des Wortinhaltes berücksichtigt werden, die sich in unserem Jahrhundert vollzogen hat: Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges behauptet die westliche Welt, sie allein pflege und schütze die Freiheit. Das trifft wohl im Hinblick auf deren radikale Unterdrückung im Machtbereich des Kommunismus zu. Wer aber versuchen sollte, sich aus den wirklichen Verhaltensweisen der im Westen lebenden Menschen und Völker ein Bild dessen zu machen, was von ihnen als Freiheit tatsächlich verstanden und gelebt wird, müsste zu Feststellungen kommen, die mit unaufgebbaren Werten wenig mehr zu tun haben. Es erscheint daher nötig, den eigentlichen Wortsinn neu zu bedenken.

Freiheit meint das selbständige, auf freiem Willensentschluss beruhende Besorgen des Eigenen und Zuständigen sowohl in den engen Bereichen der Person, der Familie, der Berufsausübung als auch in denen des öffentlichen Lebens, weiter die freudige Bereitschaft, die Verantwortung für die einzelnen und gemeinschaftlich gefassten Entscheidungen persönlich auf sich zu nehmen und weder Verpflichtungen noch Verfügungsvollmachten an höhere Instanzen abzutreten, soweit sie noch mit eigenen Kräften erfüllbar sind. Freiheit ist die Frucht unablässiger Auseinandersetzung mit der Macht in jeder Form; nämlich mit der Macht fremder Staaten und Staatengruppen, mit der des eigenen Gemeinwesens, aber auch mit der von Institutionen und Körperschaften, Mitteln und Möglichkeiten, Bedürfnissen und Versuchungen, sowie mit der unheimlichen Macht eigener und kollektiver Schuld. *Freiheit ist Herrschaft über die Macht, über jede Form von Macht.* Die Forderung, die sie an uns stellt, dringt in die intimsten Bereiche der eigenen Person hinein; sie ist unerbitt-

lich, sie hält uns in andauernder Spannung und Wandlung. Freiheit ist stets neu zu begründen, und zwar, wie wir sagten, im wesentlichen durch ein Nein gegenüber äusseren und inneren Ansprüchen, ein Zurücktreten aus äusseren Wirkfeldern, ein Verzicht auf Bedürfnisbefriedigung zugunsten eines Einkehrens bei sich selber und eines Sichfindens im Eigenen. Nur durch solche Zurückhaltung und Bescheidenheit wird jener Raum frei, der wesensgemässe Entscheidungen zulässt.

Herrschaft setzt, wie soeben gesagt wurde, fortwährende Auseinandersetzung mit der Macht voraus, im politischen Bereich also ein immer wieder neues Ueberdenken der Probleme des eigenen Staatswesens. Dem Kleinstaatsbürger müsste eine solche Teilnahme an den Staatsgeschäften inneres Bedürfnis sein. Denn durch sie würde die ihm zustehende Freiheit im Staate erst wirksam und von ihm auch als Wirklichkeit erlebt. Dass dies tatsächlich der Fall ist, belegt K. Schmid mit einer Reihe eindrucksvoller Hinweise. Er sagt dazu in [5] S. 29: «Dem Geistesgeschichtler, der über die Jahrhunderte hinblickt, springt die Befassung mit dem Staate in die Augen, als der die schweizerische Kultur vom deutschen oder französischen Geistesleben am schärfsten unterscheidende Wesenszug.» Dieser Satz bezieht sich zunächst auf das Verhalten schweizerischer Schriftsteller, Dichter und Gelehrter, die nach Rang, Haltung und Beziehungen durchaus Weltbürger waren und als solche die Besorgung der Staatsangelegenheiten ruhig den dazu berufenen und geschulten Fachleuten hätten überlassen können, wie das ihre ausländischen Kollegen alle auch taten. Das Besondere liegt nun darin, dass ihnen ihr Bürgersinn ein solches Abtreten von Aufgaben und Pflichten rundweg verwehrte. Die Sorge um den Staat überwog, gerade weil es ein kleiner, lockergefügter, mannigfach gefährdeter Staat ist. Der Staatsbürger war in ihnen stärker als der Weltbürger und namentlich auch als der Gelehrte.

Nun ist aber diese sorgende und besorgende Haltung keineswegs etwa nur unter geistigen Eliten zu finden. Sie ist überhaupt nicht eine Frucht höherer Bildung, sondern muss als Ausdruck eines Wesenszuges des Volkes betrachtet werden. Dieser formt sich zwar sehr verschiedenartig aus und ist auch von Vordergründigem mehr oder weniger stark überdeckt, weshalb er sich nur schwer erkennen lässt. Wer aber in die Tiefen hinabsieht, findet ihn überall mit am Werk.

Es läge nahe, die Sorge des Bürgers um sein Staatswesen als Ausdruck seines Misstrauens gegenüber den Regierenden zu deuten, umso mehr, als der Bergler von Natur aus zu solchen Gefühlen neigt. Diese sind aber nicht ihr eigentlicher Anlass. Denn die Sorge macht sich weniger in beeinträchtigender Kritik Luft, als dass sie sich aus mütterlichem Sinn mittragend und mithelfend dem Gemeinwesen zuwendet. Dabei wirkt die Befürchtung stark mit, es könnte die unpersönliche Macht des Staates den Bereich des Ueberblickbaren überschreiten. Dass der Schweizer gegen solche Anfänge einer Staatsdämonie äusserst empfindlich reagiert, ergibt sich aus der tief in seinem Gemüt verankerten Auffassung von Freiheit und Staatsbürgertum. Er anerkennt als oberste Instanz nur das Volk, das heisst die Gesamtheit freier, verantwortlicher Bürger, niemals aber Funktionäre oder unpersönliche Institutionen. Dementsprechend weiss er sich grundsätzlich an allem mitverantwortlich, was im Staate geschieht, und dieses Wissen veranlasst ihn, die grundlegenden Fragen menschlichen Zusammenlebens immer wieder von neuen Gegebenheiten aus durchzudenken, sowie auch an der Bildung der öffentlichen Meinung mitzuwirken.

4. Unsichtbare Kräfte

Was als staatsbürgerliche Haltung in Erscheinung tritt, ist hauptsächlich negativ bestimmt, so etwa durch das Misstrauen gegenüber der Macht, das Ablehnen eines von oben organisierenden Willens, den Widerstand auch gegen wesensfremden Anspruch. Besonders deutlich wird dieses Nein im Wehrwesen sichtbar. Was dieses seit Jahrhunderten trägt und belebt, ist nicht wie in Obrigkeitsstaaten der Wille zur Macht, sondern der Wille, der Macht zu widerstehen [5] S. 36. Aber gerade in diesem Willen kommt auch das Positive zur

Geltung: Er verkörpert das Ja zu den tieferen Inhalten, für deren Erhaltung und Sicherung er sich einsetzt.

Nun liegt aber dieses Unaufgebbare der Nation nicht an den Oberflächen. Es lässt sich auch nicht aus wohlklingenden Programmen ablesen. Ihm geht kein staatsbildender Gedanke voraus, zu dem man sich bewusst bekennen würde. Noch weniger sind in ihm überhöhte Vorstellungen von der staatlichen Gemeinschaft wirksam, wie etwa jene, zu einer besonderen Mission unter den Völkern Europas berufen zu sein, oder die andere von einer das Ideal des Völkerfriedens verkörpernden Neutralität. Auch der Anspruch auf jenen berühmten Fleck Erde, wo nach dem bekannten Wort Jacob Burckhardts [1] S. 34 «die grösstmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne sind», wäre für die Schweiz übersteigert und widerspräche den Tatsachen. Ganz zu schweigen von jeglicher metaphysischen Uebersteigerung der Nation, was angemerkt sei, nachdem derartige Verirrungen im Zusammenhang mit den Diktaturen da und dort Mode geworden sind. Was sich in der Befassung mit dem Staate auswirkt, muss als etwas durchaus Aelteres, Tieferes verstanden werden, das fruchtbarer und dauerhafter als alle verstandesmässigen Konstruktionen ist. Es lässt sich nur schwer umschreiben. Man könnte von Keimzellen der Gemeinschaftsbildung reden, von noch völlig im Seelischen und Unbelichteten geborgenen Quellen bindender und verbindender Kräfte, aus denen sich das nach Gestaltung Drängende nährt. Peter Dürrenmatt spricht in [4] S. 155 von unsichtbaren Kräften, die überdauern werden. Karl Schmid gebraucht im Bestreben, das seelische Erlebnis des Verwurzelteins in kleinen Lebensgemeinschaften als das Ursprüngliche und Staatsbildende hervorzuheben, in [5] S. 29 u. f. den Ausdruck «kleiner Kreis».

Die Beschäftigung mit dieser so sehr in der Mittelschicht zwischen Bewusstem und Unbewusstem gründenden und daher mit verstandesmässigem Denken nicht ausschöpfbaren Wirklichkeit ist höchst unzeitgemäss und muss notwendigerweise schwerwiegende Einwände hervorrufen. Hinzu kommt, dass dieser Sorgenkreis von aussen und von innen aufs stärkste gefährdet ist, von aussen durch die allmächtig scheinende Strömung des Fortschritts im Bereiche rationaler Weltbeherrschung, von innen durch die Lockerung der religiösen Bindungen in den kleinen Lebensgemeinschaften, die ihn tragen. Damit er trotz dieser Gefährdungen wirksam bleibe, ist er unablässig zu schützen, zu pflegen, zu sichern.

5. Mass und Mitte

Wir sagten soeben, mit dem Wort «kleiner Kreis» sei eine verstandesmässig nicht fassbare Wirklichkeit gemeint. Wohl aber sind ihre Auswirkungen wahrzunehmen. Das soll jetzt an einigen Beispielen gezeigt werden. Als ein erstes sei der politische Sinn für Mass und Mitte betrachtet, der im kleinen Kreise gründet.

Er wirkt in verschiedenen Hinsichten als Gegenkraft sowohl zum Einseitig-Rationalen, nur nach Zweckmässigkeiten Geordneten wie auch zum ausschliesslich Triebhaft-Romantischen. Der Schweizer lässt, wie wir sahen, ein Zusammenfassen von Kräften und ein Abtreten von Befugnissen an zentrale Führungsstellen nur widerwillig und beschränkt zu, weil ihm der sichere politische Instinkt sagt, solches Ausschneiden von Zuständigkeiten würde das Zusammenballen von Macht über alles Beherrschbare hinaus begünstigen, und es müsste bald das organisch aus den Wurzelgründen des Lebens Herausgewachsene durch das organisatorisch Zweckmässige erdrückt werden. In dieser Zurückhaltung gegenüber einem Sich-Bestimmen-Lassen durch analysierendes und organisierendes Denken sowie durch moralische Gesetzmässigkeit unterscheidet sich der Schweizer wesentlich von den durch die Aufklärung weit stärker geprägten mediterranen Völkern wie auch teilweise von den Briten.

Aber auch gegenüber dem deutschen Kulturbereich besteht eine bemerkenswerte Verschiedenheit: Die Gehaltenheit im kleinen Kreise lässt, soweit sie nicht allzu sehr von Wesenswidrigem überlagert ist, einen Aufbruch triebhafter Kräfte aus den Urgründen von Blut und Boden nicht zu. So vermochten die geistigen Bewegungen von Sturm und

Drang wie auch die der Romantik die schweizerische Nation kaum einigermassen nachhaltig zu beeinflussen, während sie die deutsche sehr stark befruchteten. Zugleich aber verdrängten sie in Deutschland weit stärker als anderswo jene bedeutsamen Ansätze und Denkkordnungen, die in der Aufklärung entstanden sind und als Gegenkräfte zu den triebhaft-genialen Aufbrüchen hätten wirken können. So ist es, wie K. Schmid in [6] sehr eindrücklich ausführt, zur verhängnisvollen Uebertragung der schöpferischen Aufbruchbewegungen vom persönlichen Bereich einzelner grosser Geister [Nietzsche!], bei denen sie notwendige Durchgänge bedeuteten, auf Volk und Staat gekommen, wo sie, nun notwendigerweise in die Phase des Zerstörend-Bösen umschlagend, die Rechtsordnungen auflösten, sich radikal gegen die Grundsätze der menschlichen Kultur und gegen Europa wandten und mit anderem zusammen zwangsläufig zu den Katastrophen unseres Jahrhunderts führten. Mit Nachdruck sei betont, dass sich in diesem tragischen Geschehen *gemeinsame Schuld* auswirkt, nämlich jene gemeinsame Schuld aller Völker Europas, die darin besteht, dass sie das europäische Erbe nur einseitig im Sinne materieller Weltbeherrschung und Wohlstandssteigerung ausgebeutet, nicht aber ganzheitlich angenommen, geschweige denn gepflegt haben.

Der Schuld der Völker Europas entsprechen gemeinsame Aufgaben. Diese bestehen keineswegs nur im Wenden der materiellen Nöte sowie im Abwehren äusserer Bedrohungen, und sie sind daher auch nicht nur durch Einzelmassnahmen technischer, wirtschaftlicher, politischer oder militärischer Art zu lösen, wie das heute versucht wird. Vielmehr sind sie aufs stärkste auch durch das Geschehene bestimmt, das in uns und in der Welt weiter wirkt, nämlich durch die gemeinsame Schuld, von der eben die Rede war. Diese ist weder in unseren Seelen auszulöschen, noch an den Opfern unseres Versagens ungeschehen zu machen. Sie müsste uns veranlassen, sie in ihrer vollen Grösse zu erblicken und als die unsrige anzuerkennen. Durch solche demütigende Einsicht könnte erst richtig erkannt werden, was als europäisches Erbe auf uns gekommen ist, welche Möglichkeiten wir versäumt haben und welche Werte von uns fordern, dass wir sie mit letztem Einsatz verteidigen.

6. Gleichberechtigung und föderalistische Grundhaltung

Als weitere Auswirkungen der aus dem kleinen Kreis hervorgehenden Kräfte hat sich im Schweizervolk ein tieferes Wissen um die Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen als *Gleichberechtigte* herausgebildet. Gleichheit und Brüderlichkeit waren nie scharf formulierte soziale Forderungen unterer Schichten wie etwa in Frankreich, sondern von jeher so etwas wie Wesensbestandteile des Lebensgefühls: Es wird als selbstverständlich empfunden, dass alle Kinder die selben Volksschulen und alle tauglichen Jünglinge die selben Rekrutenschulen durchlaufen, gleichgültig woher sie kommen und was sie später tun werden. Wohl kamen ernste Verbiegungen vor, so namentlich zur Zeit der Aristokratie im 18. Jahrhundert und dann wieder in den Anfängen der Industrialisierung. Immer aber wurden Rückführkräfte wirksam, und selbst eine so tiefgehende Erschütterung wie die des Zusammenbruchs unter den Armeen Napoleons vermochte trotz allem Elend die aufbauenden und gemeinschaftsbildenden Kräfte nicht zu brechen. Ja es scheint, dass Gleichheit und Brüderlichkeit als Lebensgefühl stärker durchbrachen als je, wozu als Beleg nur zwei Namen zu nennen wären: Heinrich Pestalozzi und Henri Dunant.

Ein von instinktsicheren seelischen Kräften getragenes Wissen um den wahren Sinn des Wortes «Gleichheit» lässt im Gegensatz zu einer nur rational begründeten Forderung überspitzte Auslegungen nicht zu. Das Wort meint, dass jeder dem gemeinsamen Ganzen, dem er angehört, mit dem dienen möge, was er kann und hat und ist, dass er also in diesem Dienst gegenüber seinen Mitbürgern auf gleicher Linie stehe. Dabei rechnet, wer es sinngemäss gebraucht, mit der völligen Ungleichheit der Begabungen und Fähigkeiten sowie mit einer sich darauf aufbauenden hierarchischen Ordnung der Gesellschaft, in der es immer Führende und Geführte gibt. Auch hiefür ist die Armee ein eindrück-

liches Beispiel. In einer solchen Ordnung stehen nicht Rechte, sondern Pflichten und Verantwortlichkeiten im Vordergrund, und diese sind nicht für alle gleich, sondern stufen sich nach den Personwerten der Einzelnen ab.

In engem Zusammenhang mit dieser Grundhaltung, welche die polaren Gegensätze von Gleichberechtigung und hierarchischer Ordnung umschliesst, steht jene andere, die wir als die föderalistische bezeichnen. Sie äussert sich im zähen Willen der kleinen, organisch gewachsenen Lebens-einheiten wie Familie, Gemeinde, Talschaft, ihr Eigenes selber zu besorgen, ihre Eigenart und ihr Eigenleben zu wahren und ihre Selbständigkeit gegenüber den grösseren Körperschaften, Kantone und Bund, so weitgehend wie möglich zu behaupten. Auch hier wird instinktiv gefühlt, dass dem Eigenen Werte innewohnen, die sich nur durch liebevolle Pflege im Einzelnen und tatkräftige Sicherung gegen aussen erhalten lassen.

Die stark ausgeprägte Bezogenheit auf das Eigene und den engen Kreis der heimatlichen Lebensgemeinschaft, welche für die föderalistische Grundhaltung kennzeichnend ist, richtet sich keineswegs gegen den Staat, wie es zunächst scheinen könnte. Sie ist auch nicht durch die heute so sehr in den Vordergrund gestellte Gegensätzlichkeit bestimmt, die zwischen dem Einzelnen mit seinem privaten Bereich und dem Staate mit den Ansprüchen besteht, die dieser an seine Angehörigen stellt. Echter Bürgersinn lässt eine solche Unterteilung und Ausscheidung in private und staatliche Sphären überhaupt nicht zu. Die Sorge um das Gemeinwesen bleibt unausgeschieden bei jedem einzelnen Bürger und bildet mit dessen persönlichen Anliegen sowie mit denen seines engern Lebenskreises ein ungeteiltes Ganzes. Im Kleinstaat gibt es im Grunde nur eine ungeschiedene Sorge für das Ganze des Lebens, und diese will auch als ein Ganzes getragen werden. Die Lebenseinstellung, die sich hier kundtut, gründet wesentlich in der aus Veranlagung und jahrhundertalter Erfahrung gewonnenen Einsicht, dass ein kleines Staatswesen von unten, aus den kleinen Einheiten der Gemeinschaft, heraufwachsen muss, und dass es sich nur dann behaupten und bewähren kann, wenn diese Einheiten ihre Zuständigkeitsbereiche selber verwalten und ihnen auch die dazu nötigen Spielräume und Vollmachten zur Verfügung stehen.

Was nun aber föderalistisches Bekenntnis unter keinen Bedingungen zulassen kann, ist ein Missbrauch der staatlichen Macht. Es ist gewissermassen die Form, in welcher der Kleinstaatbürger seine Herrschaft über die Staatsmacht ausübt und sich so jene Freiheit wahrt, deren er bedarf, um Bürger in vollem Sinne zu sein. An der Forderung zu solcher Herrschaft muss er unerbittlich festhalten. Mit ihr aber stellt er sich in die polare Spannung hinein, die zwischen dem notwendigen und auch legitimen Anspruch des Staates auf Macht und seinem, des Bürgers Anspruch auf Herrschaft über diese Macht besteht. Es bedarf eines ausgereiften Bürgersinnes und grosser politischer Erfahrung, um diese Spannung ertragen und in den Entscheidungen des politischen Lebens jene Mitte immer wieder finden zu können, die dem Leben in der staatlichen Gemeinschaft als Ganzem am besten dient.

Das Bewahren dieser Mitte war immer schwierig und ist es heute mehr denn je. Die Versuchung ist gross, dass nur *ein* Pol gesehen, als Wirklichkeit anerkannt und mit allen Kräften gefördert wird, während der andere als minderwertig oder gar schädlich gilt, der Missachtung sowie der Verwilderung anheimfällt. Was die föderalistische Grundeinstellung heute ganz besonders gefährdet, ist das starke Gefälle in der Richtung auf rein rationale Bewältigung der Daseinsprobleme. In der Tat stehen die Aufgaben technischer, wirtschaftlicher, sozialer, rechtlicher, teilweise auch militärischer Natur durchaus im Vordergrund, und ihre Lösungen, die alle Kräfte binden, werden sozusagen ausschliesslich durch Massnahmen rationaler Art herbeizuführen gesucht, was zwangsläufig Machtzusammenballungen an zentralen Führungsstellen bewirkt. Diese Schwerpunktsverlagerung aus der Mitte des Seins nach den Oberflächen eines an äussere Zwecke gebundenen Handelns erhebt die Wirtschaft neben dem Staate

zur führenden Potenz und verdrängt zugleich die beiden andern Potenzen Kultur und Religion.

Damit droht genau das einzutreten, was Jacob Burckhardt die Despotie von unten nannte [1] S. 35, denn als das «unten» sind nicht nur die nun kaufkräftig und umsatzfreudig gewordenen «unteren» Volksschichten anzusehen, von denen Ortega y Gasset in seinem «Aufstand der Massen» spricht, sondern ebenso sehr auch die gewaltigen Kräfte und Leistungen, die sich in einer eigengesetzlichen, vom Lebensganzen sich lösenden Wirtschaft auswirken. Es entspricht durchaus der Entwicklung auf solche Gewaltherrschaft der Wirtschaftsapparatur hin, wenn sich die privaten Unternehmungen immer straffer auf Macht-, Umsatz- und Gewinnsteigerung ausrichten, wenn sie dazu stets konsequenter rationalisieren und expandieren, was zwangsläufig auf Kosten eines richtig verstandenen Dienens geht. Damit wird aber der tiefere Sinn der ganzen Wirksamkeit fragwürdig³⁾.

Das Gegenstück hiezu vollzieht sich im öffentlichen Leben: Die utopische Forderung, die Daseinsprobleme müssten einzeln und möglichst rasch «gelöst» werden, verhindert vielfach die Einsicht, sie seien vor allem ganzheitlich zu bearbeiten, und es sei ihr Sinn, sie weitgehend auch leidend zu tragen. Daraus ergibt sich zwangsläufig, dass immer mehr Aufgaben aus den eben genannten, im Vordergrund stehenden Bereichen dem Staate zur Lösung überbunden werden, wodurch notwendigerweise dessen Maschinerie und Macht wachsen.

Die selbe Haltung, aus der heraus solche Schwerpunktsverlagerungen vorgenommen und derartige Forderungen gestellt werden, missachtet aber auch die Kraft jener seelischen Sinnbilder, die sich im einzelnen Bürger als wirkkräftige Vorstellungen von Freiheit, Eigenständigkeit und Staatsbürgertum ausformen sollten. Damit aber sind alle Voraussetzungen gegeben, um in «einem grösseren Ganzen» aufzugehen und sowohl als Person wie auch als Nation ausgelöscht zu werden. Die Bruchstücke, in die die Einheit des Lebens zu zerfallen droht, sind auf der einen Seite individualistische Vereinsamung in der Fülle materiellen Wohlstandes und, als Kompensation dazu, übersteigerter Personenkult, auf der andern Seite die unheimlichen Eigengesetzlichkeiten anonymen Machtblöcke, die den Menschen in ihren Bann ziehen und ihn seiner wahren Werte, Freiheit und Würde, berauben.

7. Gegenläufigkeit als seelische Notwendigkeit

Wir sind von den im kleinen Kreis gründenden Kräften ausgegangen und haben deren Auswirkungen auf das innere Leben der Nation betrachtet. Diese Kräfte bestimmen nun aber auch aufs stärkste unsere Haltung gegenüber den Nachbarländern. Was sich da bei genauerer Beobachtung feststellen lässt, ist eine eigentümliche Bereitschaft, sich gegenüber dem Gang der europäischen Geschehnisse gegenläufig zu benehmen. Das lässt sich u. a. von der Exportindustrie insofern sagen, als man da immer wieder eigene Wege beschritten hat. Als Beispiele seien die Textil- und die Uhrenindustrie genannt. Die weltweite Anerkennung ihrer Leistungen darf wohl neben anderem auch als Hinweis dafür gedeutet werden, dass die Eigenart ihres Vorgehens einer Notwendigkeit entspricht, die im Wesen der in ihnen Arbeitenden begründet ist. Ähnliches gilt auch für die Maschinenindustrie, die mit Vorliebe jene Marktbedürfnisse wahrgenommen und jene Produktionsaufträge ausgeführt hat,

³⁾ Zwei Beispiele mögen die Zwingherrschaft wirtschaftlicher Notwendigkeiten belegen: 1. Man ist sich im Westen der tödlichen Gefährdung von Würde und Freiheit des Menschen durch den Kommunismus der russischen Machthaber durchaus bewusst und müsste folgerichtig jegliche Stärkung ihres Regimes als Selbstpreisgabe und Landesverrat empfinden. Das aber hindert die Wirtschaft des Westens keineswegs, diesem selben Regime durch interessante Lieferungen zu dienen. 2. Viele lebenswichtige Gründe sprechen für äusserste Zurückhaltung in der Ueberbauung unseres engräumigen, knapp bemessenen Bodens wie auch für die Erhaltung von Naturschönheiten und wertvollen Siedlungen. Trotzdem geht man heute daran, das alles aufs schwerste und für immer durch den Bau von Autobahnen, Expressstrassen, Bergbahnen, Skilifts u. dgl. zu beeinträchtigen, weil es wirtschaftlich «notwendig» sei.

welche den ausländischen Grossindustrien weniger interessant erschienen.

Verhaltensweisen solcher Art liessen sich zwar mühelos aus den wirtschaftlichen und soziologischen Gegebenheiten des Landes herleiten. Damit wäre aber ihr eigentlicher Grund nicht gefunden. Dieser muss in tiefen Seinsschichten gesucht werden. Denn das Gegenläufige ist auch im politischen und kulturellen Leben feststellbar, und zwar wirkt es sich dort viel stärker aus als in der Industrie, die ihrer Natur nach fortschrittlich sein muss. Es zeigt sich hauptsächlich bei Entscheidungen von grundsätzlicher Bedeutung sowie in Verhaltensweisen in Lagen, bei denen es um das Bekenntnis zum Wesensgemässen geht. Daraus wäre wohl zu schliessen, dass in diesem Bekenntnis die tieferen, eigentlichen Anliegen durchbrechen.

Nun ist allerdings festzustellen, dass der Schweizer in den Bereichen seines fachlichen Wirkens und seines gesellschaftlichen Benehmens die Bewegungen der jeweiligen Epoche durchaus mitmacht, oft sogar an führender Stelle, und er auch bis zu einem gewissen Grade den geistigen Strömungen folgt. Der Zusammenhang mit den ihn umgebenden grossen Nationen und Kulturen bleibt also durchaus gewahrt. Aber in den tieferen Schichten ist stets auch Gegenläufiges wirksam: Wenn sich das bewusste Denken und Wollen vom Zeitgemässen bestimmen lässt, dringt oft von unten ein Nein herauf, und manchmal ist dieses Nein stärker als das bewusste Ja. Es vertritt tiefere Erlebnisse und ältere Erfahrungen. So waren nicht nur wir selber, sondern auch unsere Ahnen mehrfach Zeugen von meteorhaften Aufstiegen grosser Nachbarreiche, und es wäre jeweilen zeitgemäss und auch gewinnbringend gewesen, da mitzugehen. Dem stand aber der sichere Instinkt für das Zugehörige und Wesensgemässe entgegen. Er mag etwa als Wissen um die Armut der Grundlagen, als Abneigung gegen politische Experimente oder als Erinnerungen an aussenpolitische Gefährdungen ins Bewusstsein aufgestiegen sein und dem Willen zu gegenläufigem Verhalten zum Durchbruch verholfen haben. Tatsächlich konnte immer wieder verfolgt werden, wie sich die Beherrscher rasch aufgerichteter Grossreiche und ihre Mitläufer beim Verfolgen ihrer epochalen Programme leicht durch Machtwahn zu Einseitigkeiten und Ueberheblichkeiten verführen liessen, und es dann früher oder später zu einem bitteren Ende gekommen ist. Ein Grosstaat kann solche Krisen allenfalls überdauern; ein Kleinstaat, der seine wahre Mitte verliesse, würde bald ausgelöscht. Wohl aber gehört es zum Bewahren dieser Mitte, dass der Kleinstaat die gesunden, aber vom Kanon der jeweiligen Epoche nicht zugelassenen Kräfte während den harten Zeiten der Versteigerung sammelt und pflegt, dass er sich also auch in dieser Hinsicht unzeitgemäss verhält, damit diese Kräfte für die Aufgaben einer späteren Zeit verfügbar seien und so die Kontinuität des Lebens gewahrt bleibe.

Wir sagten, das Gegenläufige vertrete ältere Erfahrungen und tiefere Erlebnisse. Dieses Ältere weist über die Jahrhunderte zurück, da Geschichte in Sage übergeht und Geschehenes sich in tragende Inbilder wandelt. Ebenso deutet das Tiefere auf die Grundstrukturen hin, nach denen die Erfahrungen gesammelt, verarbeitet und in personeigene Substanz umgebildet werden. Sagen, Inbilder und Grundstrukturen sind Inhalte jener Mittelschicht zwischen Bewusstem und Unbewusstem, in welcher die Wirklichkeit des kleinen Kreises gründet. Sie sind massgeblich mitbeteiligt am Steuern unseres Wollens und Wirkens. Von ihnen geht auch das Gegenläufige aus. Dieses beruht also nicht auf bewussten Ueberlegungen; es liegen ihm auch keine rationalen Programme zugrunde. Der Versuch, es als Antithese zur These der Epoche darzustellen, wie er aufklärerischem Denken gemäss wäre, müsste an der Sache vorbeiführen. Wohl aber bieten sich in den Begriffen der Kompensation und der Polarität zutreffende Umschreibungen des hier gemeinten seelischen Sachverhaltes an: Die Schwerpunktsverlagerungen, die das bewusste Ich in der Einseitigkeit seines Blickfeldes und unter dem Zwang harter Gegebenheiten immer wieder vollzieht, kompensiert die Seele aus innerer Notwendigkeit durch

Gegenbewegungen im Unbewussten; denn ihr stärkstes Anliegen ist es, die Mitte der Person zu wahren.

Was in der Seele des Einzelnen vorgeht, lässt sich nur bedingt auf das Verhalten von Gesamtheiten übertragen, nämlich nur insofern, als dieses in seiner Bestimmtheit durch die im kollektiven Unbewussten wirksamen Mächte betrachtet wird. Diese Bestimmtheit ist es aber gerade, die uns hier beschäftigt, geht es uns doch darum, die seelische Verfassung einer kleinen, von bedeutenden Nachbarn übertragten Nation zu verstehen, die sich in den Stürmen und Wirrnissen der Jahrhunderte zu behaupten gewusst hat. Aus dieser besondern Lage ergibt sich aus innerer Notwendigkeit die Aufgabe, die Bewegungen der umgebenden Grossen zu kompensieren, sich also widerläufig zu verhalten. K. Schmid spricht in [5] S.101 diese grundlegend wichtige Feststellung wie folgt aus: «Sie (die Schweiz) sei nach ihrer geschichtlichen Tatsache ein Ort, wo das europäisch Unzeitgemässe, Gegensätzliche und Widerläufige sich finde, wohin es sich rette, wo es überdaure und sich auf morgen bereite. Und wir meinen, *diese ganz unbewusste Bereitschaft, dem Widerläufigen ein Ort zu sein, bestimme die schweizerische Nation in der Tiefe.*»

Das Gegenläufige ist also nicht Verneinung des in Europa Geschehenden, nicht Abkapselung von ihm, sondern selbständige, lebendige Beziehungsfülle zu ihm: In ihm wird das Spannungsfeld sichtbar, das zwischen unserem kleinen, in seiner Art freien Gemeinwesen und den es umgebenden, an epochale Entwürfe und entsprechende Machtentfaltungen gebundenen Grosstaaten besteht, und mit ihm tritt die stets neu anzupackende Aufgabe ins Blickfeld, die darin besteht, in dieser spannungsgeladenen Wirklichkeit seiner wahren Bestimmung treu zu bleiben.

Diese Treue zu sich selber hat sich zunächst in den einzelnen Familien und den kleinen Lebensgemeinschaften zu bewähren. Sie wird aber auch von der Nation als Ganzer gefordert; denn sie ist die Voraussetzung für deren Bestand. Aus ihr heraus kommt es dann zu jenen gegenläufigen und ausgleichenden Bewegungen, die für die schweizerische Nation kennzeichnend sind. K. Schmid nennt in [5] S.109 hierfür drei Formen, die sich paarweise äussern, wie es dem Polaritätsgesetz des Lebens entspricht: «Es verstärkt sich in der Schweiz jeweils das *Irrationale*, wenn draussen die Rationalität überwiegt — und umgekehrt. Dann: es bewahrt die Schweiz das *Aeltere* gegenüber dem auftretenden Neuen, und es regt sich in ihr das *Künftige* in Zeiten der Restauration und der romantischen Regresse. Und schliesslich: es wächst in ihr der Glaube an die Notwendigkeit des *Organisch-Gewordenen* in Zeiten, wo grosse Entwürfe die Umgestaltung des Kontinentes planen, und umgekehrt neigt sie zu Akten der *Befreiung* vom Ueberkommenen, wenn dieses Ueberkommene geheiligt wird.»

An Hand der eben zitierten Feststellungen wäre nun zu prüfen, welche Haltung gegenüber den heute in den Nachbarländern sich vollziehenden geistigen Bewegungen, wirtschaftlichen Entwicklungen und politischen Umbrüchen eingenommen werden müsste, um unserer Nation die Treue halten zu können. Aus der Fülle der Zusammenhänge und Beziehungen seien jene zwei Fragenkreise herausgegriffen, die die technisch Schaffenden besonders stark beschäftigen, nämlich die Bestrebungen zum Aufbauen einer europäischen Gemeinschaft und das Problem des technischen Fortschritts. Da ist zunächst daran zu erinnern, dass europäische Gemeinschaft und Fortschritt nicht letzte Werte sind, sondern Programmpunkte einer Entwicklung, die sich aus zeitbedingten Umständen und Lebenseinstellungen aufgedrängt haben. Sie sind wesentlich das Ergebnis rationaler Planung in der Bewältigung materieller Daseinsaufgaben. Damit stellt sich die Frage nach den irrationalen Gegenständen und deren Pflege. Aber auch nach dem Aelteren, Dauerhafteren ist zu fragen, das es zu bewahren und gegenüber dem auftretenden Neuen zu behaupten gilt. Das ist nicht Rückschritt aus Furcht vor dem Wagnis, wohl aber ein Gebot jener Klugheit, die zur Armut gehört und die um jenes Aeltere weiss, in welchem auch das enthalten ist, was morgen als das Künftige gelten wird. Ganz besonders müssten

wir uns in den heutigen Phasen der epochalen Aufbrüche und Umbrüche zum organisch Gewordenen bekennen, so etwa zur unausschöpfbaren Erlebnisfülle, welche das Wort «Vaterland» in sich birgt.

8. Von der Einigkeit Europas

Was heute unter dem Stichwort «Integration Europas» in Szene gesetzt wird, ist, wie schon eingangs bemerkt wurde, vor allem als Antwort auf die Bedrohung durch den russischen Kommunismus zu verstehen: Man will die Widerstandskraft des alten Erdteils stärken. Wenn dieser Zweck durch Aufrüsten und Zusammenballen der Kräfte auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet zu erfüllen gesucht wird, so entspricht solches Vorgehen durchaus heutiger Denkweise. Aber diese wird der tatsächlichen Lage nur sehr beschränkt gerecht: Sie rechnet weder mit deren Zwiespältigkeit, noch mit dem, was der Wesensart des Europäers gemäss wäre. Gewiss, die dringende Notwendigkeit einer möglichst weitgehenden wirtschaftlichen und militärischen Aufrüstung Europas steht ausser allem Zweifel. Auch darüber ist nicht zu reden, dass dazu sowohl Forschung und industrielle Fertigung mit allen Kräften zu fördern sind, als auch Einigkeit im Bereitstellen und im Einsatz der verfügbaren materiellen Mittel bestehen muss. Und schliesslich ist es ein elementares Gebot der Solidarität, dass sich unser Land nach Massgabe der Bedeutung unserer Exportindustrien und unserer anderweitigen Beziehungen mit dem Ausland an allen diesen Bestrebungen beteilige.

Bei dieser Betriebsamkeit darf aber die Frage nicht unbeantwortet bleiben, welche Werte die Völker Europas verteidigen wollen, welcher Art und welchen Ursprungs die hierfür erforderlichen Kräfte sind, und auf was es ankomme, damit wir einzeln und als Nation den heute wütenden kalten Krieg erfolgreich bestehen können. Wir sagten eingangs, dass es sich um geistige Werte und seelische Kräfte handle, und wir versuchten durch eine Erörterung der durch die Worte Freiheit und kleiner Kreis umschriebenen Wesenheiten uns ein Bild dieser Seinsgrundlagen zu machen. Dabei wurde deutlich, dass die Kräfte, die das Aufbauen eines starken Europas erfordert, keineswegs überall und ohne weiteres verfügbar sind wie die Luft, die wir atmen, sondern dass wir sie in harter Arbeit an uns selber erschliessen müssen.

Ebenso verhält es sich mit der Standhaftigkeit gegenüber ideologischer Zermürbung. Auch sie ist nur durch unausgesetzte Selbsterziehung stark zu erhalten. Vor allem aber haben wir uns mit den Werten zu befassen, die mit letzter Hingabe verteidigt zu werden verdienen: Nur durch dauernde Pflege werden sie uns teuer, nur in ständiger Sorge um ihre Sicherung schärft sich unser Blick für ihre wahre Grösse. Was hier an innerem Einsatz gefordert wird, schwächt unser Bemühen um die Bewältigung der äusseren materiellen Ansprüche. Und überdies versetzt es uns in eine zwiespältige Lage: Das aus innerer Notwendigkeit Geforderte bedarf der Stille, der Hingabe, der Verinnerlichung, was in völligem Gegensatz zum Aufgebot aller Mittel und Kräfte für die europäische Aufrüstung steht. Denn dieses verlangt eine nach aussen gerichtete, durchaus kämpferische Haltung.

Noch ein weiteres ist zu bedenken: Die Werte, die Europa Inhalt und Bestand geben, sind keineswegs in europäischen Gebilden angelegt, wie das etwa in den USA der Fall ist: Träger von Sprache, Kultur, Lebensgestalt, politischem Willen, Brauchtum usw. sind die einzelnen Völker, deren Eigenart und Eigenständigkeit unsern Erdteil so sehr kennzeichnen. Diese sind unbedingt zu erhalten. Die Gefahr ist gross, dass statt der Einigkeit, die man heute durch organisatorische Massnahmen zu verwirklichen sucht, eine vertraglich gesicherte Vereinigung entsteht, die zwar dank solcher Sicherung weitgehend selbsttätig funktioniert wie eine technische Apparatur, aber gerade deshalb die Wurzeln verdorren lässt, aus denen sich wahrhaft europäisches Leben nährt. Denn Einigkeit ist nicht zu organisieren, sondern muss in spannungsvoller geistiger Auseinandersetzung stets neu erschaffen und wirksam erhalten werden. Gewiss waren die nationalen Ueberhöhungen verwerflich, zu denen sich die Machthaber der einstigen Grosstaaten Europas verstiegen.

Aber auch die heute herrschenden Gegenbewegungen, die auf ein Auslöschen nicht nur von Gegensätzen, sondern auch von echten nationalen Eigenwerten hinausgehen, schaden der gemeinsamen Sache. Denn eine internationale Harmonie, die das Besondere der einzelnen Nation leugnet, würde die Freiheit aufheben, die der Abendländer schützen will. Und überdies widerspräche sie sowohl den geschichtlichen Tatsachen wie auch den seelischen Sachverhalten, weshalb ihre Verwirklichung unweigerlich zu neuen Konflikten führen müsste.

Gerade weil es im kalten Krieg um die Auseinandersetzung mit Wesensfremdem, von aussen Aufgezwungenem, straff zentralistisch Organisiertem geht, um Versuchungen auch, die aus den Urgründen des Triebhaften aufsteigen, und um Verführungen durch ideologische Heilserwartungen, sind Bewährung und Bewahrung ohne die überlegene Kraft von im Eigenen verwurzelten Bürgern und von den durch sie befruchteten Völkern nicht zu erhoffen. So meinen wir denn, die Völker Europas müssten neben den wirtschaftlichen, politischen und militärischen Massnahmen, die sie heute zur Abwehr äusserer Gefährdungen treffen, vor allem auch ihre geistigen Führungskräfte fördern und ihre inneren Werte pflegen. Dabei liegt es ganz eindeutig an der Schweiz, in diesem Bemühen voranzugehen. Kleinräumigkeit, Armut der Grundlagen, soziologische, kulturelle und politische Vielgestaltigkeit usw., Behinderungen, welche in den Fragen eines Zusammenschlusses wirtschaftlicher, politischer und auch militärischer Art für uns in ungünstigem Sinne massgebend mitspielen, würden eine solche Führerschaft dennoch nicht beeinträchtigen: alle Begünstigungen durch die zentrale Lage, die Zugehörigkeit zu drei Sprach- und Kulturkreisen, die innenpolitische Stabilität, die neutrale Haltung in den Streitfällen anderer, das Fehlen aussenpolitischer Belastungen und anderes mehr kämen so erst voll zur Geltung.

Zum Vorangehen in der geistigen und seelischen Ausrüstung verpflichten uns günstige äussere Umstände, so vor allem die Bewahrung in zwei Weltkriegen, dann aber auch viele schwer feststellbare Begünstigungen verschiedenster Art, die wir je und eh von den Kulturländern der Welt erfahren. Entscheidend dürfte hierfür jedoch die innere Verfassung sein: das Bestimmtheit durch das Gegenläufige sowie das Gehaltensein in der seelischen Wirklichkeit des kleinen Kreises. Ein solches Vorgehen würde in wesentlichen Stücken die Form darstellen, in der wir unserer Nation unter den Gegebenheiten dieser Zeit die Treue halten können.

Schliesslich wäre in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass sich Europa gegenüber den grossen Machtblöcken der Welt heute in verschiedener Hinsicht in einer ähnlichen Lage befindet, wie die Schweiz gegenüber den europäischen Grosstaaten: Nicht nur insofern, als in allen Kulturvölkern der alten Welt auch Gegenläufiges am Werke ist, und dieses hingebender Pflege bedürfte, damit es sich aufbauend, ausgleichend und bereichernd auswirken könnte und nicht den Mächten der Finsternis anheimfiele, sondern darüber hinaus bestimmen auch die geistesgeschichtlichen Tatsachen und die psychologische Lage den alten Erdteil gegenüber den jüngern, jetzt viel mächtiger gewordenen Blöcken, dem Unzeitgemässen ein Ort zu sein, «wo es sich finde und sich auf morgen bereite». In den Bemühungen, einer solchen Bestimmung zu entsprechen und sie auf europäischer Ebene zur Geltung zu bringen, könnten die älteren Erfahrungen bedeutungsvoll werden, über die man in unserem Lande in diesen Dingen verfügt. Um so mehr müssen wir sie bei uns pflegen.

9. Fortschritt und Dauer

Abschliessend sei nun noch zur Frage des technischen Fortschritts Stellung genommen. Obwohl sie eine allgemeinemenschliche und überdies eine durch und durch europäische Frage ist, beschäftigt sie uns ebenso sehr als technisch Schaffende wie als Schweizerbürger, nämlich als jene aus dem lapidaren Grund, weil unsere Berufsarbeit den Fortschritt fördert, als diese, weil nun alles bisher Erörterte, insbesondere alle Aussagen über unser Bestimmtheit durch das

Gegenläufige, im Hinblick auf die weltweite Fortschrittsbewegung moderner Ingenieurtechnik zu bedenken ist.

Im Fortschritt wird alle Zwiespältigkeit menschlichen Wirkens offenbar: In der Tat birgt er in sich die unerhörtesten Möglichkeiten der Erweiterung und Steigerung personalen und kollektiven Wirkens, der Erleichterung, Bereicherung und Verschönerung des Daseins aller, zugleich aber auch alle Gefährdung durch Einseitigkeit und Hochmut, durch Verweichlichung und Verflachung wie auch durch die kurzschlüssige Anmassung, das gestern erst neu Geschaffene heute schon als ein Selbstverständliches für sich zu beanspruchen.

Vor dem Hintergrund dieser Doppelwertigkeit wird unsere Betrachtung zunächst festzustellen haben, dass sich der Fortschritt keineswegs nur auf die technischen Wirkfelder beschränkt. Ihn gibt es in der Medizin, in Krankenpflege und Fürsorge, im sozialen Ausbau und im Handhaben des Rechts, im Erkennen der Welt und im Verständnis des Menschen, seiner Geschichte, seiner Seele, seiner Bestimmung. Das Bild des Weltalls ist ungleich reicher, umfassender und in sich widerspruchsfreier geworden, als es noch vor wenigen Jahrhunderten war. Und ebenso hat sich das freie Denken von dumpfer magischer Gehaltenheit und Bevormundung herausgehoben «zu höherer Bewusstheit, genauerem Wissen, grösserer Macht» [7]. So muss denn, was auf technischem Gebiet als Fortschritt erscheint, durchaus in den Rahmen einer allgemeinen, sich heute vollziehenden Umwandlung auf allen Lebensbereichen gesehen werden, deren Ursache in einem besonderen, für Europa kennzeichnenden Bild des Menschen und dessen Beziehungen zu seiner Umwelt zu suchen ist. Diesen alles umfassenden Aufbruch als eine nur dem technischen Bereich zugehörige Erscheinung zu betrachten und nur die technisch Schaffenden für ihn verantwortlich zu machen, wie es meist geschieht, ist eine wirklichkeitswidrige Vereinfachung, welche die wesentlichen Tatsachen übersieht und daher nicht zugelassen werden darf.

Als Ingenieure und Architekten müssen wir uns aber auch bewusst sein, dass unsere Berufsarbeit, wie gesagt wurde, jene Entwicklungen in besonderem Masse fördert, die als fortschrittlich gelten, und dass wir dafür eine entsprechende grössere Mitverantwortung zu tragen haben. Das ist uns aber nur möglich, wenn wir die in diesen Entwicklungen wirksamen Kräfte in Griff bekommen, wenn wir uns also um ein ganzheitliches Klären der menschlichen Probleme bemühen, die sich uns mit der Fortschrittsbewegung stellen.

Dass es solche Probleme gibt, wurde lange Zeit trotz Mahnungen und Warnungen nicht eingesehen. So galt der Fortschritt seit der Aufklärung und bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts hinein unbestritten als ein Aufstieg der Menschheit, und er wurde allgemein als etwas Gutes bejaht. Heute allerdings ist er zutiefst in Frage gestellt. Und zwar nicht nur bei den Gebildeten. Auch der einfache Arbeiter fragt sich, wohin die beschleunigt vorangetriebenen Entwicklungen führen, wie sie sich weiterhin auswirken werden, auf welche Weise sie wohl mit den erlebten politischen Erschütterungen zusammenhängen, und er erwartet von seinen Vorgesetzten, also von uns, eine gültige Antwort. Dass sehr enge Verbindungen zwischen fortschrittlicher Wirksamkeit und Weltmachtspolitik sowie Weltgeschichte bestehen, ist leicht einzusehen, wenn an die treibenden Kräfte in den Rüstungsindustrien, in der Flug- und Nachrichtenübermittlungstechnik, der Kernphysik oder der Weltraumerschliessung, sowie an die aussenpolitischen Auswirkungen der damit erzielten Erfolge gedacht wird. Es ist auch leicht einzusehen, dass die Ueberspitzung dieser Wirksamkeit unserem kleinen Staatswesen, das so sehr auf das Einhalten von Mass und Mitte angewiesen ist, gefährlich werden muss.

Bei der Klärung unseres Problemkreises erscheint es zweckmässig, nach den tieferen Beweggründen zu suchen, aus denen die hinreissende Strömung hervorgequollen ist. Die Umgangssprache bietet uns hierfür einen Hinweis: Man hört vielfach, auch von Technikern, den Ausspruch, die technische Berufsarbeit diene dem Fortschritt. Das ist nicht nur eine

sprachliche Ungenauigkeit, sondern Ausdruck eines weitgehend unbewussten Bestimmtheits durch die fesselnde Kraft jenes Leitbildes, das im Fortschritt die Sinnerfüllung unseres Daseins zu erblicken glaubt. Dieses Bild entspricht durchaus der seit der Aufklärung vorherrschenden Lebenseinstellung weitester Kreise und namentlich auch ihrer führenden Männer. Es ist alt, überzeugend, geschichtsmässig, und sitzt sehr tief. Für viele bildet es den Gegenstand ihres Glaubens. Es hält daher ausserordentlich schwer, es in Frage zu stellen, auch da, wo die Doppelwertigkeit fortschrittlicher Entwicklungen durchaus eingesehen wird.

Was diesem Leitbild eine so bezaubernde Macht verleiht, ist der hohe Grad seiner Unbewusstheit. Darum vermögen verstandesmässige Argumente ihm nicht beizukommen. Es steuert aus den dämmerigen Tiefenschichten der Seele über alle bewusste Erkenntnis hinweg unser Verhalten und entscheidet damit auch weitgehend über unser Schicksal. Zudem hat es sich mit einem Gürtel hartnäckigster Widerstände umgeben, um seine Alleinherrschaft gegenüber jeder besseren Einsicht zu verteidigen. Um solcher Despotie von unten wirksam begegnen zu können, müsste schon eine ganzheitliche — nicht bloss intellektuelle — Auseinandersetzung mit den Grundfragen unseres geschichtlichen Daseins gewagt werden, in der dessen Zwiespältigkeit, Not und Verheissung zu tiefst erlebt und so hinter den uns fesselnden Leitbildern die wahren Inbilder der Person wie auch die der Gemeinschaft sichtbar und wirksam würden.

Das grosse Thema der gegenwärtigen Stunde lautet somit *Bewusstwerdung*. Das ist nicht eigenwillige Wissenserweiterung, sondern vollzieht sich nur im Zusammenhang mit einer beschwerlichen und demütigenden Gesinnungswandlung, mit einem von innerer Notwendigkeit und gesundem Instinkt getragenen Verlassen bisher verfolgter Denk- und Wirkrichtungen zu Gunsten einer Hinwendung zu den eigenen, aus der Tiefe wirkenden Inbildern und damit zu einer neuen, wirklichkeitsgemässen Lebenseinstellung. Diese Umkehr bedeutet die notwendige und heute fällige Gegenbewegung, die das einaxige, ins Unsinnige sich übersteigernde Vorwärtstreben zu kompensieren vermöchte. Sie weist vom Neuzeitlichen, das stets von noch Neuerem überboten wird, zum Älteren, Dauerhaften hin, vom Fernen, Fremden zum Nahen, Eigenen, von äusseren utopischen Zielsetzungen zu inneren, uns gegebenen Wesenheiten, von der Furcht vor der Not des Lebens und dem Zwang, sie wenden zu müssen, zu mutigem Bejahen der Ganzheit des Lebens mit seiner Not. Sie ist durch und durch zeitgemäss und hat sich daher gegen grösste Widerstände durchzusetzen. Was aber wesentlich ist: Sie relativiert den Fortschritt. Sie stellt ihn in Gegensatz zu etwas anderem, das auch zum Menschen gehört. Dieses Gegensätzliche sei im Anschluss an [7] mit «Dauer» bezeichnet.

Die mit diesem Wort gemeinten Seins- und Verhaltensweisen sind hauptsächlich weiblich bestimmt: Da wären zu nennen die Funktionen des Bewahrens, Ertragens und Erleidens, des Hindurchtragens von Dauerhaftem, zeitlos Gültigem durch die Fähnrisse der Zeit, um es den Nachkommen weitergeben zu können. Ferner meint «Dauer» das andauernde Besorgen des Kleinen, Unscheinbaren, Pflegebedürftigen, das Bereiten des Kommenden, das Werden-, Wachsen- und Reifenlassen innerer Werte. Auch die Erlebniskreise des Wiederkehrens zum Älteren, Ursprünglichen, Zugrundeliegenden gehören hierher, des rhythmischen Wechsels der Tages-, Jahres- und Lebenszeiten, sowie der diesen entsprechenden Verhaltensformen wie Wachen und Schlafen, Arbeiten und Ruhen, Säen und Ernten, Fortgehen und Heimkehren, sich Freuen und Leiden, Geboren-Werden und Sterben.

Der eigentliche Inhalt des Wortes «Dauer» macht das in tieferen Schichten Wirksame aus, so etwa die grossen Gesetze menschlichen Seins, die unverrückbaren Grundwerte der Person wie auch der Gemeinschaft, ihre Urbilder, ihre Bestimmung, ihre Berufung und schliesslich die unvergänglichen Wahrheiten und die sie verkörpernden Gestaltungen.

Vergleicht man diese Aufzählung mit der früheren über die vom Fortschrittsgeist beseelten Wirkfelder, so dürfte trotz

Lückenhaftigkeit deutlich geworden sein, dass die Werte, die unserem Leben Inhalt, Sinn und Würde geben, eher auf der so sehr vernachlässigten Seite der «Dauer» zu suchen sind, während die Gegenseite, also die dem Fortschritt verhaftete Wirkwelt, die heute das Feld beherrscht und alle Kräfte bindet, sich mehr nur auf das Bereitstellen der äusseren Mittel beschränkt, ihr grundsätzlich also eine vorbereitende und zudienende Aufgabe zukommt⁴⁾.

Diese Rangordnung darf nun aber nicht überspitzt werden. Fortschritt und Dauer müssen ungeteilt im Pflege- und Verantwortungsbereich des Einzelnen wie auch der einzelnen organisch gewachsenen Gemeinschaft bleiben; der Einzelne und die Gemeinschaft haben die polare Spannung dieser Gegensätzlichkeit in voller Stärke zu tragen. Die weit verbreitete Vorstellung einer geschichteten Ordnung, bei welcher eine dünne Oberschicht der Musse pflegt, während eine breite Unterschicht die dazu nötigen wirtschaftlichen Grundlagen zu schaffen hätte, ist, trotzdem sie in der Weltgeschichte, oft unter Berufung auf die Antike, immer wieder zur massgebenden wurde, im Grunde menschenunwürdig und vor allem durch und durch unschweizerisch: Sie reisst auseinander, was organisch zusammengehört und setzt Wertungen, wo gesetzte Ordnungen zu befolgen wären. Damit legt sie den Grund zu jenen Machtzusammenballungen in Form autonomer anonymer Blöcke, wie sie sich in der Wirtschaft und in Verwaltungen der öffentlichen Hand ausgebildet haben und die bürgerliche Freiheit bedrohen.

Fortschritt und Dauer, Wirksamkeit und Musse, Technik und Kultur sind aufeinander bezogene, gegenseitig sich bedingende Gegensätzlichkeiten. Die Sorge um sie darf, wie wir sagten, nicht aufgeteilt werden, weil sonst das Ganze des Lebens zerstört würde und sich dessen Sinn in Unsinn verkehren müsste. Im Hinblick auf diese elementare Forderung ist nun zu fragen, ob und in welcher Weise unsere technische Berufsarbeit ihr entspreche. Diese Frage macht zunächst die Einseitigkeit der heute geltenden Auffassungen bewusst: Tatsächlich wird technisches Schaffen ganz und gar nur als fortschrittliches Wirken gesehen, das bezweckt, die Mittel zur Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse bereitzustellen. So haben wir es in der Schule gelernt, so meinen es die «humanistisch Gebildeten», so urteilt die Öffentlichkeit und unter solcher Zweckgebundenheit an wirtschaftliche Notwendigkeiten arbeitet man in Industrie, Baugewerbe und Betrieben der öffentlichen Hand: Man dient dem Fortschritt, nicht dem Menschen. Unter solcher Sinnverkehrung wird alle Not als wirtschaftliches Problem umgedeutet, alle Hilfe von marktgängigen Mitteln und technischen Werken, jede Lösung von organisatorischen Massnahmen erwartet.

Einer derartigen wesenswidrigen Einstellung wäre entgegenzuhalten, dass gerade im technischen Schaffen die durch Fortschritt und Dauer gekennzeichnete Polarität in besonders starkem Masse enthalten ist: Unsere Wirksamkeit erschöpft sich keineswegs nur in rein verstandesmässigen Funktionen wie Planen, Rechnen, Organisieren, Analysieren usw., sie ist auch nicht nur nüchtern-sachliches Anwenden naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse. Aber ebensowenig darf sie nur als schöpferisch-geniales Gestalten gedeutet werden, als Aufbruch ertümlicher Formkräfte, als prometeische Ueberhebung über das uns Zukommende. Vielmehr vollzieht sich im technischen Schaffen, sofern es richtig verstanden wird, die Synthese beider Gegensätzlichkeiten: Die Synthese also unserer Bindung an die unverrückbaren naturgesetzlichen Ordnungen, als Ausdruck unserer ehrfürchtig-demütigen Gebundenheit an das uns Gesetzte, an das wir glauben, und unseres Willens, die Kräfte der Natur um und in uns in Griff zu bekommen, als Ausdruck des uns erteilten Auftrags, über die Mächte dieser Welt zu herrschen. In dieser Synthese ist der Gegensatz zwischen Schaffenden und Gebrauchenden überwunden; er geht in der *gemeinsamen Verantwortung* auf, unter der alles Schaffen und Gebrauchen steht. Sie erhebt das Geschaffene von seiner

⁴⁾ Die Alten haben die massgebende Bedeutung der «Dauer» dadurch ausgedrückt, dass sie ihr das Grundwort *otium* (Musse) zuordneten, während sie das zudienende Handeln als zweitrangiges Gegenstück mit *negotium* bezeichneten.

blossen Zweckbestimmung zu einem Zeugen und Sinnbild des in der Arbeit sich vollziehenden Ganzwerdungsprozesses und verleiht ihm Eigenwert. Und zugleich erhebt sie den Schaffenden vom dienenden Arbeiter und Lohnempfänger zu einem seiner Würde und Freiheit bewussten Menschen, der den schmalen Pfad zur Ganzheit seines Wesens geht.

Wir sind nur scheinbar vom grossen Thema des heutigen Feiertages abgewichen. Die überragende Bedeutung, die dem technischen Schaffen in unserem Lande zukommt, macht eine eingehendere Auseinandersetzung mit der Problematik des Fortschritts zu einer vaterländischen Pflicht. Dabei war klarzustellen, dass diese Wirksamkeit grundsätzlich durchaus in der Richtung der von unserem Staatswesen zu befolgenden Grundsätze liegt: Sie stärkt die unaufgebbaren Werte des Einzelnen und der Nation, fördert die innere Festigkeit und Stabilität, hebt die aussenpolitische Bedeutung unseres Kleinstaates. Dass sie wie alles menschliche Tun mannigfache Gefahren in sich birgt, sei nicht verschwiegen. Es liegt an unserem Bürgersinn, diese zu sehen und ihnen mannhaft zu begegnen.

10. Schlussbemerkung

Der Inhalt unserer Ausführungen entspricht nicht der Ueberschrift: Eidgenössische Besinnung muss der Leser selber vornehmen, und zwar an seiner Person und *stellvertretend für andere*. Das hier Gesagte ist bestenfalls Anregung dazu. Es mündete in die Mahnung aus, der Schweizer möge sich in seinem Sinnen und Trachten nicht auf Spitzen ausrichten, obwohl er dazu von allen Seiten angehalten wird und obwohl es aufklärerischem Denken entspräche, sondern er solle die Mitte halten. Das Wort meint weder Durchschnitt noch Ausgleich; es bezeichnet den dauernd in Frage gestellten Ort zwischen Gegensätzlichem, der uns wesensgemäss zukommt. Es schliesst die nie zu erfüllende Forderung in sich, die polaren Spannungen zu ertragen, die auf uns einwirken, und uns mit ihnen auseinanderzusetzen, damit das grössere Ganze in uns Gestalt annehme, auf welches das Gegensätzliche hinweist. Die Mitte halten heisst aber auch Stand halten, feststehen gegenüber der Strömung des Zeitgemässen, Vordergründigen, Einseitig-Uebersteigerten, es heisst, einen festen, im Eigenen gründenden Ort einnehmen.

Das Halten der Mitte ist das, was die Welt und in ihr Europa am meisten nötig haben, was Europa von der Schweiz und die Welt von Europa mit Recht erwarten. Es ist die eigentliche Aufgabe unseres Kleinstaates. Aber es ist aufs schwerste bedroht durch den Anspruch auf Macht. Dieser trat im Laufe der Zeiten in den verschiedensten Formen auf. Heute meldet er sich als Recht aller auf gesteigerten Wohlstand, als Forderung nach wirtschaftlicher Blüte, wachsenden Umsätzen und Gewinnen, erhöhtem Verdienst und grösseren Sicherheiten. Uns ist nicht aufgegeben, diesen ins Masslose fortschreitenden Machtansprüchen zu entsprechen, was utopisch wäre und uns überdies seelisch schädigen müsste, vielmehr ist es unsere Sache, die Macht zu beherrschen und so die Freiheit zu retten. Das aber ist nur durch mutigen Verzicht auf Bedürfnisbefriedigung zu erreichen, durch Abbauen unserer Ansprüche, durch demütiges Behagen aller Beschränkungen wie Kleinheit, Kargheit, Armut und Bedeutungslosigkeit im politischen Kräftespiel, aber auch durch hingebendes Pflegen und Nutzen aller Begünstigungen als verpflichtender Gaben im Dienste einer sich von innen heraus und von unten herauf immer wieder neu entfaltenden Ordnung, die sich der Wirrnis in der Welt entgegenstellt.

Wir schliessen mit dem Mahnwort des Zürcher Staatschreibers Gottfried Keller: «Lass unser Vaterland niemals im Streit um das Brot, geschweige denn im Streit um Vorteil und Ueberfluss untergehen!»

Literaturverzeichnis

- [1] *Jacob Burckhardt*: Weltgeschichtliche Betrachtungen 7. Aufl. Stuttgart 1949, Alfred Kröner.
- [2] *Walther Hünerwadel*: Ueber den schweizerischen Staatsgedanken. Winterthur 1940, Literarische Vereinigung.
- [3] *Peter Dürrenmatt*: Der Kleinstaat und das Problem der Macht. Basel 1955, Helbing und Lichtenhahn.
- [4] *Peter Dürrenmatt*: Europa will leben. Bern 1960, Hallwag.
- [5] *Karl Schmid*: Versuch über die schweizerische Nationalität, in: Aufsätze und Reden. Zürich 1957, Artemis.
- [6] *Karl Schmid*: Aspekte des Bösen im Schöpferischen, in «Das Böse». Zürich 1961, Rascher & Cie.
- [7] *Karl Schmid*: Fortschritt und Dauer. «Gymnasium Helveticum» 15 (1960/61) 81—95.
- [8] *Karl Schmid*: Zur Armut gehört die Klugheit (Euripides). Kultur- und Staatswissenschaftliche Schriften der ETH, Heft 89. Zürich 1954, Polygraphischer Verlag.

Französische Hochbahnversuchsstrecke

DK 625.41

«Le Génie Civil» vom 15. Febr. 1961 berichtet über den Prototyp einer Hochbahn, die von der Soc. Lyonnaise des Eaux et de l'Eclairage und der S. A. Française d'Etudes de Gestion et d'Entreprises in Zusammenarbeit mit Industriefirmen und Bahnverwaltungen in Châteauneuf-sur-Loire, östlich von Orléans, erstellt wurde. Vorläufig ist die Versuchsstrecke nur 1700 m lang, doch ist bereits eine Verlängerung geplant. Als Hängebahn ausgebildet, welche Fahrgeschwindigkeiten bis 100 km/h gestattet und pendelnd aufgehängte Fahrzeuge für 123 Passagiere benützt, dient die Bahn vornehmlich als Demonstrationsobjekt für die an einem möglichst leistungsfähigen, betrieblich einfachen und verhältnismässig geringe Kosten verursachenden Transportmittel für Stadt- und Vorortverkehr interessierten Kreise. Die an Auslegern der 10,8 m hohen, mit Beton gefüllten Rohrmasten befestigte Fahrbahn ist als unten geschlitzter Stahlblech-Kastenträger ausgebildet (Bild 1). Er besteht aus 25 bis 30 m langen Elementen, die mit an den Enden angeschweissten Platten an den Auslegern angeschraubt werden. Der aussen 1,85 m hohe und 1,97 m breite Kastenträger wiegt 800 kg/m; er umschliesst und schützt die Fahrbahnen der pneubereiften Tragräder und Führungsrollen der Fahrzeuge. Die Mastendistanz beträgt 25 bis 30 m und die lichte Höhe zwischen Unterkant Fahrzeug und Strassenoberfläche 4,5 m. Das mit zwei Führerkabinen und auf jeder Seite mit drei Türen versehene Leichtmetall-Fahrzeug ist 17,3 m lang und je 2,96 m breit und hoch. Es ist aufgehängt an je zwei zweiachsigen, zweimotorigen Drehgestellen, die auch die Stromabnehmer tragen. Die Drehgestelle (Bild 2)

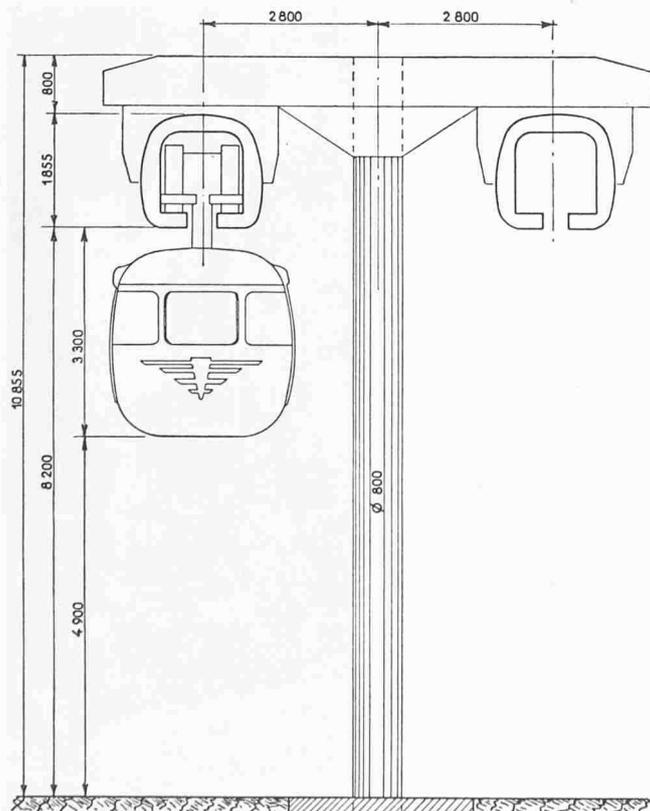


Bild 1. T-förmiger Tragmast der Hochbahn, 1:110